

»Den Namen von Autoren oder Lehrmeinungen kommt hier keinerlei substantielle Bedeutung zu. Sie indizieren weder Identitäten noch Ursachen.«

Derrida 1996 [1967], S. 176

Thomas Dörfler ■

Geographie und Dekonstruktion. Zu einem zeitgenössischen Missverständnis

Was tun, wenn nichts mehr geht?

Der Ort

Entgegen der oft anzutreffenden Auffassung, die hiesige Geographie tue sich vor allem dadurch hervor, daß sie im Vergleich zu internationalen Debatten bemerkenswert statisch und neuerungsresistent ein Eigenleben führt, machen sich in dieser Disziplin seit einigen Jahren Tendenzen bemerkbar, die diesem Fach neue inhaltliche Impulse vermitteln möchten. Dies geschieht hauptsächlich – und im Lichte ihrer Kritik wenig überraschend – in Form einer Integration angelsächsischer bzw. französischer Theorieangebote aus dem Umkreis des Poststrukturalismus. Auffallend genug, daß dies teils Jahrzehnte nach den Meilensteinen der einschlägigen Veröffentlichungen dieser Theorierichtung geschieht, so ist es noch verwunderlicher, mit welcher Verve die ProtagonistInnen jene älteren Positionen als Neuerung und Erweiterung der hiesigen geographischen Debatten verstanden wissen wollen (Hasse/Malecek 2000, S. 104 f.). Vor allem der Dekonstruktion und der Diskursanalyse werden dabei großes Wohlwollen entgegengebracht, nachdem deren große Zeiten bereits Geschichte zu sein schienen und Abgesänge auf Epochen lanciert wurden (Bohrer/Scheel 1998). Bei dieser Neuinszenierung werden zudem die einschlägigen postmodernen Chiffren mitunter äußerst inflationär gebraucht, so daß man sich als nüchterner, den Diskurs aus anderen Disziplinen wie den Gesellschafts- oder Literaturwissenschaften hinlänglich kennenden Leser schon fragen darf, woher diese Unruhe rührt.

Die Identifikation mit den als »neu« deklarierten Ansätzen geht dabei bisweilen soweit, daß die Exaltierung eines habituellen Andersseins, mehr noch als die Verehrung der französischen oder angloamerikanischen HeldInnen selbst, die nüchterne und vor allem argumentative Auseinandersetzung zu scheuen scheint. Wichtig wird es dagegen in solchen Texten, von denen noch zu reden sein wird, den richtigen Stallgeruch zu besitzen, und der

macht sich vor allem im Gebrauch der korrekten Phrasen und Lebensüberzeugungen bemerkbar – bis hin zum »Derridismus«, wie ihn Heinz Kimmerle schon früh für die Rezeption der Schriften Derridas bemerkt hat (Kimmerle 1997, S. 12).

Meine These, die ich hier im weiteren entwickeln möchte, lautet deswegen folgendermaßen: Jene »neuen« Theorieangebote der Dekonstruktion oder der Diskursanalyse in der Geographie berufen sich zwar auf die Säulenheiligen des sogenannten Poststrukturalismus, der im übrigen eine deutsche Erfindung ist, lassen aber die genaue Kenntnis der Werke oft vermissen – wodurch es möglich wird, mit dem populären Verweis auf jene Denker (»mit Deleuze«, »Derrida's Dekonstruktion« etc.) sie gewissermaßen zu entsorgen, um im weiteren, außer durch Überzeugungstaten, keinerlei inhaltlichen Bezug mehr zu jenen Theorien entwickeln zu müssen. Stattdessen wird nicht selten ein Problemzusammenhang gemäß der eigenen Weltanschauung konstatiert, dieser einer »Dekonstruktion« unterzogen, um hernach das zu finden, was bereits das Ausgangsphantasma war: andere Ansätze denken einfach nicht anders genug.

Damit wird aber das begrüßenswerte und kritische Potential, das im Poststrukturalismus steckt, erheblich geschmälert bis unmöglich gemacht. Ein Beispiel soll die Argumentation abrunden, wie ein dekonstruktiver Begriff der Grenze als ein solch kritisches Element dennoch verfochten werden könnte.

Das Symptom

Auf sich aufmerksam macht man in aufmerksamkeitsüberfrachteten Zeiten v.a. durch Schlagworte und Unausgegrenztes, das im Gewande des Revolutionären oder Tabubrechenden daherkommt – das gilt mittlerweile für die kritische, wie auch für die konservative Seite. So lassen sich Diskurse proklamieren, ohne Folgen und Möglichkeiten eingehend abschätzen und ausformulieren zu müssen. An die Stelle fundierter Analyse tritt dann weltbildmäßige bis ideologische Überzeugung, und eine tiefgehende Argumentation wird durch das Vage ersetzt, das sich im flüchtigen Hinweis als das ganz Große erkennen lassen soll. So läßt sich denn in den einschlägigen geographischen Publikationen gerne lesen von einer »anderen Geographie«, die durch einen Richtungswechsel der Betrachtung möglich werden soll (Lossau 2002, S. 153 ff.), oder gar vom »anderen Denken«, das eine solch veränderte Theorieproduktion herbeizuführen vermag – als ließe sich eine vorhandene Problemlage einfach *new age*-mäßig »wegdenken« oder »umschreiben« (Lossau 2000b, Lossau 2002, S. 185 f.).¹ Auch das Präfix »neu« wird des öfteren vor sich hergetragen, um den mittlerweile etwas angestaubt klingenden geographischen Begrifflichkeiten neues Leben einzuhauchen (Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer 2003). Allein, was damit wirklich anderes bzw. neues in die Debatte eingeführt wird, bleibt meist vage oder wird durch falsche, oder zumindest mißverständliche Literaturangaben diskreditiert (vgl. Hahn 2004).

Schlimmer noch, wird doch an vielen Stellen ein regelrechter Methodenmix im negativen Sinne des Wortes gebraucht, dessen Paradoxien man am besten selber sprechen lassen sollte:

Als Gemeinschaft der Länder (Staaten), die den französischen Sprachgebrauch gemeinsam habe, sei die Organisation Internationale de la Francophonie (OIF) zunächst eine politische Gemeinschaft, die ihre Schwerpunkte jedoch auch als Kultur- und Wertegemeinschaft derart setze, dass sie mit der Differenz mondialisation vs. globalization eine[n] humaneren Kontrapunkt gegen die neoliberale amerikanische Globalisierung (gegen die amerikanische Kulturindustrie) institutieren [sic!] wolle. In diesem Sinne seien Sprache und Geopolitik eng verbunden, da gemeinsame Sprache als Einheit einer Differenz [sic!] betrachtet werden könne. G. schlug einen Zugang vor, der die Verbreitung und Stärkung von Sprache (Sprachpolitik) mit der Etablierung territorialer Macht verbindet. Dazu wird a) handlungstheoretisch auf die Akteure geschaut, die bei der Etablierung einer Organisation der Frankophonie mitwirken, b) eine inhaltliche Analyse der Beeinflussung nationaler Außenpolitiken durch Mitgliedschaft in der OIF angestrebt und c) die Frage gestellt, wie der Stellenwert der Organisation als Internationaler Akteur zu klären ist. Abschließend ist eine Dekonstruktion der Ideen und Bilder, die als frankophone Identität geschaffen und ggf. in politischen Auseinandersetzungen aktiviert werden, angestrebt.²

Wie man eine Akteursperspektive mit Außenpolitik mit Dekonstruktion methodisch zusammenbringen kann, das weiß wohl nur der Eingeweihte. Aber den mit Derrida vertrauten Menschen graut vermutlich vor solch einer Schlagstock-Dekonstruktion, die sich als Herzustellendes selbst ankündigt: Man führe sich einen Text Derridas vor Augen, der beginnt mit: »Im folgenden werde ich dies und jenes dekonstruieren.«

Auch eine Kritik an der »herkömmlichen« Diskursanalyse darf dabei nicht fehlen, die sich dann aber schon mal vergaloppieren kann, so daß sie jener unterstellt, was sie selbst gerade verbricht: Etwa durch die Behauptung, die »Intentionalität« der Texte bzw. ihrer Schreiber wäre der Inhalt einer solchen »herkömmlichen« Diskursanalyse gewesen, von der sich dann die »neue« (eigene) recht leicht abgrenzen ließe. Man darf natürlich gespannt sein, wo die AutorIn dieses Moment der Intentionalität ausmachte, sollte aber Foucault gemeint sein (der mit gutem Recht damit assoziiert wird), so muß man leider konzedieren: man hat davon nichts verstanden. Denn wer annimmt, Diskursanalyse widme sich irgendwelchen »subjektiven Aspekten« oder deren sich in Texten manifestierenden Äußerungen, der hat schlicht das Thema verfehlt, oder begeht, wie das herkömmlich heißt, Etikettenschwindel. Aber lassen wir auch hier die Texte selber sprechen:

Stärker konzeptionell bearbeitete M. das Thema der Renaissance bzw. Restrukturierung der Bahnhöfe, indem sie eine poststrukturalistische Diskursanalyse als adäquates methodisches Vorgehen vorschlug, das die bislang herrschende methodologische Unsicherheit der Diskursanalyse überwinden solle. (Herkömmliche) Interpretative wie strukturalistische Diskursanalysen böten einen verengten Blick, da sie kondensiert auf die sich in Texten mani-

festierenden Intentionalität von Autoren achteten bzw. Diskurse als textlichen Ausdruck überindividueller Strukturen ansähen. Damit könne die eigentliche Stärke beider Ansätze, nämlich Sprache als zentral bei der Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit anzusehen, nicht genügend zur Geltung kommen. Ein poststrukturalistisches Verständnis erlaube es hingegen, jeden Text als in einen spezifischen Kontext eingebunden zu sehen, der sowohl subjektive wie strukturelle Aspekte umfasse.³

Hier sieht man par excellence, was man als postmodernen *newspeak* bezeichnet könnte: meinen tut man Giddens' Strukturierungstheorie, aufpeppen muß man diesen langweiligen und hinlänglich durchexerzierten Ansatz aber mit einem »poststrukturalistischen« Jargon. Dieser wird dadurch zur Legitimation einer angekündigten methodischen Veränderung, die man tatsächlich aber nicht vollziehen muß (oder will): so entsteht alter Wein in neuen Schläuchen.

Der Jargon des Vermeintlichen, oder: vermeintliche Philosophie

Natürlich hält auch die Gender-Theorie Einzug im Gefolge einer solchen Veränderung der diskursiven Landschaft eines Faches, die aber leider am anfälligsten für Theoreme des »Ganz-Anderen«, der »Nicht-Identität« oder der »Kritik am Phallogentrismus« ist. Wie kaum eine andere Disziplin neigt diese (zumindest in der hier kritisierten Variante) dazu, jene Denkansätze, die sich den amorph konstatierten »Verschiedenheiten« (des Sexuellen, des Geschlechts, der Identitäten etc.) aus guten Gründen verweigern, zu diskreditieren. Besonders kapitalismuskritischen Ansätzen wird dieser Furor oft zuteil, weil die analytische Trennung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, von Arbeit und Kapital in diesem Weltbild nicht sein darf. Welche Auswirkungen dies zumeist in bezug auf eine kritische Positionierung der Gender-Theorie hinsichtlich des Herrschaftskomplexes Subjekt, Arbeit und Produktion hat, ist hinlänglich bekannt – nämlich keine. Wichtig bleibt aber anzumerken, man habe nun »logozentristische« Weltbilder (den Marxismus, die Vernunft etc. pp.) »dekonstruiert« (vgl. auch Lossau 2003, S. 104 ff.).

Nun läßt sich aber auch kaum leugnen, daß der Feminismus in Gestalt des Poststrukturalismus bedeutsame Erkenntnisse zur sozialen Konstruktion von Geschlechtlichkeit geliefert hat (Butler 1991).⁴ Auch in der neueren Geographie sind interessante Arbeiten zu geschlechtsspezifisch konstituierten Räumen erschienen, deren Ertrag hier nicht zur Disposition steht (Dörhöfer/Terlinden 1998, einen Überblick liefern Fleischmann/Meyer-Hanschen 2005). Zu welchen Verwirrungen aber eine solche Denkbewegung ebenso führen kann, hat Doreen Massey in einem Beitrag zur erwähnten neuen Kulturgeographie gezeigt (Massey 2003): Hier gerinnt das Gender-Denken zu einer bloßen Assoziation auf die räumlichen »Vielfältigkeiten«, die doch »wahrscheinlich unumstritten« durch Interaktion zustande kommen, und deswegen angeblich unhintergebar wären (ebd., S. 31); vielleicht aber auch nicht. Vielleicht kommen räumliche Bezüge auch durch Produktionsverhältnisse zustande, die diese »Vielfältigkeiten« erst als notwendige Differen-

zierungen zur Etablierung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse hervorbringen. Die Kenntnis einer materialistischen Raumtheorie wie die von Henri Lefèbvre hätte solche Mutmaßungen zumindest verhindern können. Als Konsequenz der Kritik am Objekt (bei Massey: der Benachteiligungsstruktur von Entwicklungsprogrammen) kennt solches Denken nur noch den Verweis auf das (»vermeintlich«) Andere, das doch bereits auch »etwas« sei, und deswegen nicht mehr »entwickelt« etc. zu werden bräuchte: es ist eben einfach »anders«. Allerdings entkommt man so nicht unbedingt dem identitätslogischen (in dieser Theorie auch: männlichen) Denken, sondern stärkt es eher, indem man den Anderen positiv konstruiert, nicht aber die Benachteiligungslogik grundsätzlich aufhebt, wie dies weiter unten noch ausgeführt wird.

Aber, bereits Adorno hat das früh gezeigt, jede Kritik am identitätslogischen Denken benötigt selbst Begriffe, die per se zur Identitätslogik neigen, da Denken in Begriffen eben Denken in Identitäten heißt – nämlich zu verallgemeinern, zu ordnen, zu klassifizieren oder zu typisieren (Adorno 1970, S. 17). Dieses zu umgehen bedarf es aber mehr, als keine Begriffe zu verwenden, um dann in einem Meer prekärer Verweise auf die »Vielheiten« und »Verschiedenheiten« unterzugehen – sofern das nicht angestrebt ist. Ersteres zu erreichen hingegen heißt, die »unvermeidliche Insuffizienz« der Begriffe gegen diese selbst auszuspielen, damit daran das Nichtidentische (‘, »Vielheiten« im postmodernen Jargon) zum Vorschein komme, das aber wiederum nicht identitätslogisch erstarren darf, sondern weiter dialektisch (bzw. dekonstruktiv, s. weiter unten im Text) bearbeitet werden muß (Adorno 1970, S. 140 ff.). Einer Kritik aber, die begriffliches Denken als identitätslogisch brandmarkt, und dabei die eigenen Begriffe nicht-reflexiv und entgegen dem Anspruch des differentiellen Denkens identitätslogisch gebraucht, ist nicht zu trauen. Das wird im folgenden zu zeigen sein.

Was ist: Dekonstruktion?

So gedacht, würde es einem den schnellen Phrasen und Schlagwörtern gegenüber sehr skeptischen Denker wie Derrida vermutlich erschauern, wie salopp der Begriff der Dekonstruktion in der neueren Geographie als Mode gebraucht wird, um den ein oder anderen, sich selbst als »kritisch« deklarierenden Aufsatz zu schmücken. Ich verweise hier deshalb so ausführlich auf den »Erfinder« der Dekonstruktion, um klar zu machen, daß in meinem Verständnis das, was sich in der Geographie und andernorts Dekonstruktion oder dekonstruktivistisches Vorgehen nennt, sich an jenem Denken messen lassen muß, das dieses als Innovation einbrachte. Wer diesen Mindeststandard wissenschaftlicher Reflexion nicht einhalten kann, hat methodische Kritik zu erwarten.

Denn vieles, was im Namen der Dekonstruktion ins Feld geführt wird⁵, stellt bereits das dar, was ich als Symptom klassifiziert habe: die inflationäre, aber bedeutungs- und deswegen folgenlose Rede vom »Dekonstruieren«, das man angeblich als »neue« kritische Haltung den untersuchten Objekten angedeihen läßt (vgl. die Rede von der »dekonstruktiv-rekonstruktiven Brille« in Lossau 2002, S. 23 ff.). Dazu reicht es bisweilen

aus, den problematischen (und sicher kritikwürdigen) Huntingtonschen »Diskurs« der Kulturen unter einem Blickwinkel zu betrachten, der sich vorrangig daran reibt, daß sein Text Kulturen (und deren Grenzen) willkürlich oder aus (Deutungs-)Machtinteressen konstruiere, um ihn hernach im Sinne einer Kritik an solch »starren« Abgrenzungen, die die »Vielheiten« etc. pp. des Kulturellen nicht anerkenne, zu »dekonstruieren« (Wolkersdorfer 2001, S. 155 f., Lossau 2002, S. 23, S. 33, S. 117 ff., S. 185 f.). Außer Betracht bleibt aber, daß es eher Thema einer dekonstruktiven Perspektive wäre, zum Beispiel den Begriff der Kultur an einer entscheidenden Stelle über sich hinauszutreiben, um an seinen Rändern etwas über jenes Kulturelle aufzuspüren, das der einfach gestrickte Text von Huntington in seinen eigenen Begrifflichkeiten nicht zu finden in der Lage war.⁶

Dekonstruktion ist demnach nicht, den *clash of civilisations* darin zu kritisieren, daß er »dichotomisch« denkt und den Westen über den Osten, das Abendland gegenüber dem Orient präferiert; Dekonstruktion ist es auch nicht, eine »andere« Geographie mit einer Logik einzufordern, die in identitätslogischen »Polen« denkt (Lossau 2000a, S. 28); und Dekonstruktion ist ebensowenig, gezogene Grenzen ob ihrer Willkürlichkeit zu zeihen und ihren »konstruierten« Charakter aufzuzeigen. Dies mögen alles sehr interessante und wichtige Fragen sein – aber für diese Form der Auseinandersetzung benötigt man keine Dekonstruktion, es genügt ein kritisches Bewußtsein, das vor falschen Verallgemeinerungen warnt.

Dekonstruktion hingegen hieße etwa, Huntington über Huntington hinauszuführen, mittels der immanenten Begrifflichkeit seines Werkes zu zeigen, daß seine Unterscheidungen alles andere als klare Konturen besitzen, sondern selbst vage Signifikanten sind, ein »Index der Unwahrheit von Identität« (Adorno 1970, S. 17)⁷ – und das nicht nur, weil man annehmen darf, daß die Welt komplexer ist, als ein paar Begriffe von ihr. An diesem Punkt angelangt, würde auf denjenigen, der diese Grenzen einführt, das zurückscheinen, was er an jenen verbrochen hat: Es würde die Eindeutigkeit beim Bezeichnen entgleiten, weil man nicht Herr der Begriffe (Signifikanten) ist, da sie einen Eigensinn besitzen. Adornos »Unwahrheit der Identität« (eine Konzeption, die Derrida problemlos unterschreiben könnte) spricht an, daß das identifizierende (begriffliche) Denken, gerade *indem* es zur Ordnung und Klassifizierung und zur Vereinheitlichung und Subsumtion unter eingebrachte Kategorien neigt, *in* dieser Klassifizierung ihre Begrenzung hervorbringt. Derrida kritisiert mit Heidegger (wenn auch mit einer völlig anderen Stoßrichtung), daß ein solchermaßen erstelltes Denkgebäude »gewaltsam«, weil hierarchisierend vorgeht, sei es die Vorherrschaft der Vernunft im abendländischen Wissenschaftsdiskurs, die sich seit der Entdeckung ferner Welten stets gegen das Wilde und Unzivilisierte abgrenzte, oder sei es ebenso die daraus geborene Antithese von Rousseau bis Lévi-Strauss, daß der »Edle Wilde« und der »Bricoleur« doch auch – nur in einem anderen Sinne – wissenschaftlich oder zumindest rational vorgehen.

Derrida kritisiert allerdings auch Theorien, welche sich in dem hier verstandenen Sinn antihierarchisch gegen solche folgenreichen Differenzierungen aussprechen, trotz ihres

»toleranten« Charakters wegen der immer noch in der falschen, weil unzulänglichen Logik verharrenden Denkweise der Aufwertung des Ganz-Anderen, des einfachen Umdrehens der Diskriminierung. Den »Wilden« oder das »Naturvolk« gegen die europäische Zivilisation in Stellung zu bringen genügt deshalb genau derselben Ausgrenzungslogik, unter der diese Kategorien vorher selber gelitten haben. Dekonstruktive Arbeit hieße deswegen nicht (um Teile der obigen Kritik wieder aufzunehmen), im *postcolonial*-Diskurs das Elend des anderen einfach umzuschreiben (Massey 2003, S. 33) und ihn zum Hort ungeahnter Pluralitäten oder Innovationen zu machen; auch genügt es nicht, das »westliche« Denken der Einfältigkeit oder der Unterdrückung anderer Denksysteme zu zeihen: denn zum einen ist diese Kritik selbst Teil des »europäischen« oder »eurozentrischen« Denkens⁸, und zum zweiten entkommt man damit nicht jener Logik, der man in kritischer Absicht entfliehen wollte: dem identifizierenden Denken, das hier nur auf das Andere angewendet und positiv besetzt wird. Zudem entkommt man diesem Denken auch nicht, indem man sich der Benennung jeglicher Begrifflichkeiten (und damit auch einer theoretischen Positionierung) schlicht verweigert, und stattdessen proklamiert, man ginge »auf eine Reise« (vgl. Lossau 2002).

Dabei ist der Ausgang einer Dekonstruktion ungewiß, es gibt keine Garantie für eine bestimmte Richtung der (teils) exzessiven Textexegese, weshalb sich »politische« Interpretationen wie der Feminismus, Postkolonialismus oder Anarchismus/Antihierarchismus nicht ohne weiteres mittels der Dekonstruktion vereinen lassen.⁹ Es muß vielmehr gelten, »alle sich als *Anti*- gebärdenden Formen von Opposition, [...] den *Antismus* und den Umsturz [...] in eine völlig andere Art von [...] Textmanöver einzuschreiben« (Derrida 1988 [1972], S. 17). Der Begriff *Textmanöver* ist dabei der entscheidende Punkt, da die Dekonstruktion die Welt als *Text* begreift, wie dies weiter unten noch ausgeführt wird. Dies hat aber weitreichende Konsequenzen, sind doch alle Formen einer »dekonstruktiven« Kritik dadurch an die Limitationen dieses Textverständnisses gebunden.

Auf einer Metaebene der wissenschaftlichen Kritik geht Derrida weiter gegen den immanenten Begründungsaufbau »vernünftiger«, also westlich-rationaler Denkgebäude selbst vor. Dies betrifft nicht nur die Logik des Differenten, die hier aufgemacht wird (s.o.: *ratio* vs. Barbarei etc.), sondern vielmehr die Verankerung der basalsten Prämissen einer Theorie, mithin also den intrarationalen Aufbau des abendländischen Philosophierens selbst. Er kritisiert an diesem Denken, daß die auf eine hierarchische, alles auf (im radikalen Fall) eine Ursächlichkeit zurückführende Logik ihrem Gegenstand nicht gerecht werden kann, noch im aufgeklärten Sinne wissenschaftlich sei: Solche Denkgebäude neigen selber zur Metaphysik (die sie eigentlich durch ihren Ultra-Realismus ausschließen wollten), indem sie jenes letztordnende Prinzip (Abstammung, Selektion, Vernunft, *ratio*) nicht mehr mit wissenschaftlichen Mitteln ausweisen, sondern nur als paradoxes extra-ontologisch Seiendes einführen können, das gewissermaßen den Rest des Gebäudes zusammenhält:¹⁰ Ein ruhender Hort der Identität, um den herum eine Theorie kreisen kann, und nicht unähnlich jener Figur, deren Unmöglichkeit Gödel mit seinem gleichnamigen Paradox in der Mathe-

matik vorexerziert hat. Dies hat Derrida von Anbeginn an als *Logozentrismus* der abendländischen Philosophie kritisiert, also die (metaphysische oder zumindest latente) Fixierung auf den *logos* als der absoluten Ordnung des Seins, verstanden auch als Grundlage einer unterkomplexen Theoriebildung, die sich nur an kausalen oder binären Schematismen und solcherart Entscheidungsstrukturen orientiert.¹¹

Derrida hat in einem seiner kraftvollsten Aufsätze gezeigt, wie moderne Theorien (entgegen ihrem Anspruch) auf solchen quasi-metaphysischen Randannahmen beruhen (müssen), damit sie weiter funktionieren können (Derrida 1997a [1967]). An dieser Stelle greift er diese Theoriebildung als »Identitätsphilosophie« im obigen Sinne an und versucht, deren Klassifikationszwang durch einen eigenen, spezifischen Zugang zu umgehen (ebd., S. 424 f.). Er versucht über jene Limitationen des Theoretisierens hinauszugelangen, ohne dabei das kritisierte Letztverortungsprinzip einführen zu müssen. Ein Denken ohne Halt und Rückversicherung, könnte man alltagsweltlich anmerken, eine Demonstration der »Unmöglichkeit der Schließung [...] eines Ensembles über einem organisierten Netzwerk von Theoremen, Gesetzen, Regeln, Methoden« (Derrida 1997c [1986], S. 47). Dies war die Geburtsstunde der Dekonstruktion.

Zur Genese

Die Dekonstruktion ist eine Textlektüre, eine Praxis des Lesens elaborierter Texte. Sie ist eine Denkrichtung, die sich im allgemeinen Klima gesellschaftlicher Neuerung der 1960er Jahre als Neuinterpretation des Husserlschen und Platonischen Denkens an den Universitäten allmählich und gegen großen Widerstand etablierte. Sie setzte sich seit dieser Zeit gegen die aus ihrer Sicht vorherrschenden Strömungen der unterstellten »Identitätsphilosophie« durch, die das abendländische Denken seit seinen Anfängen zu beherrschen schien. Derrida bezieht sich dabei – und nicht nur hier – kritisch auf Heidegger, der 1957 mit dem Vortrag »Der Satz der Identität« eine tiefgreifende Kritik am identifizierenden, vereinheitlichenden Denken formuliert hat (Heidegger 1957a), die natürlich nicht ohne Vorgeschichte ist (Heidegger 1993 [1927], Heidegger 1971 [1957]). Derrida folgt hier Heidegger insoweit, als er dessen Forderung nach einem neuen Anfang des Philosophierens nachkommt, der keinen sicheren Grund, also kein vorherrschendes Vernunftprinzip o.ä. kennt, um daraus eine Philosophie der Differenz oder der »Vergessenheit der Differenz« zu entwickeln (Heidegger 1957b, S. 40).

Die Kritik, die er den Texten angedeihen läßt, erstreckt sich nicht nur auf ein Aufzeigen begrifflicher oder konzeptioneller Unzulänglichkeiten etwa von philosophischen oder politischen Texten (s.o.), sondern greift ein randständiges und vom Autor meist unbeachtetes Element seiner Theorieproduktion auf, um an diesem Element die Dekonstruktion des »Hauptthemas« zu exerzieren.¹² Solche Parerga lassen sich, der Derridaschen Philosophie zugrunde liegenden Sprachtheorie gemäß, in jedem Text lokalisieren, denn sie sind eine Folge des symbolischen Aufbaus der Sprache, die in der post-Saussureschen Lesart keine klaren Verweisungsstrukturen mehr kennt, sondern durch einen »Zustand« des permanen-

ten Über- bzw. Unterkodierens der sprachlichen Zeichenträger (Signifikanten) gekennzeichnet ist. Dieses permanente Verweisen¹³ nennt Derrida in Fortführung von Mallarmés Poetik *Dissemination*. »Es handelt sich um eine ungeheure Bewegung einer Unruhe über die Sprache – die nur eine Unruhe der Sprache und in der Sprache selbst sein kann [...]« (Derrida 1997b [1967], S. 9). Damit erweitert er Saussures Linguistik radikal, indem er dessen Zeichengedanken der Einheit aus Signifikat (Bezeichnetes/Angezeigtes) und Signifikant (Bezeichnendes/Anzeigendes) verwirft, und Bedeutung nur noch auf der Ebene der Verweisungsstrukturen von *Signifikanten* lokalisiert.

Der »Sinn« eines Textes und mithin die Intention des Autorsubjekts etc. sind somit metaphysische (im Sinne von außertextliche) Determinanten, denn es gibt für Derrida – wie für Foucault, wenn auch aus anderen Gründen – kein Subjekt und keinen »Autor« oder »Erschaffer« eines Textes, da diese Konzepte abermals abendländische Letztbegründungsansprüche implizieren: den wirkmächtigen »Schöpfergott« oder das innovative »Genie« zum Beispiel (vgl. auch Foucault 1979). Sie wären in einem »Außen« des Textes lokalisiert, in einem metaphysischen Reich des Vor-Signifikativen/Vor-Intelligiblen, für welches in Derridas Theorie kein Platz ist. In diesem Zusammenhang wird sein vielfach geäußertes »Il n’y a pas dehors du texte« erst verständlich (Derrida 1996 [1967], S. 287 ff.).

Statt dessen rückt vor allem der innerlogische (begriffliche) Aufbau einer Theorie in den Mittelpunkt. Dieser wird nun nicht dahingehend untersucht, ob er »logisch richtig« o.ä. ist, sondern danach, was seine Begriffe sagen, ohne daß dies bemerkt wurde, oder welche Bedeutungsnuancen in begrifflichen Differenzierungen liegen, obwohl diese nicht explizit zur Sprache kommen – in der Regel, um dadurch Diskriminierungen (von Begriffen, von Texten) in »herkömmlichen« Theorien aufzuzeigen und zu kritisieren.

Ersteres (logische Richtigkeit) ist folglich für Derrida selbst ein Phantasma des identitätslogischen (identifizierenden) Denkens, dem seine Philosophie entkommen will.¹⁴ Deshalb macht er gemäß der »poststrukturalistischen« Sprachtheorie den verweisenden, *disseminativen* Charakter von Begriffen stark, die er, wie erwähnt, als Signifikanten begreift (Derrida 1996 [1967], S. 49 ff). Dabei werden deren Bedeutungsstrukturen gegen ihre im Text zumeist auf Eindeutigkeit getrimmte Schreibart und bisweilen gegen sich selbst in Stellung gebracht.

Dekonstruktion kann man – vor allem seit Derridas »später Phase« – aus diesem Grunde als eine Art Dialektik ohne Ende, als ein nichtabschließbares Erkunden der begrifflichen Ränder eines Textes ansehen, die letztendlich in eine Ethik der Gerechtigkeit »mündet« – einer Gerechtigkeit am Text, am Bezeichneten und am Bezeichnen selbst (Derrida 1991 [1990], S. 8). Freilich ist dieses »Münden« nicht der Endpunkt einer solchen Bewegung, sondern nur ihre prinzipielle Richtung, deren Ziel folgerichtigerweise nicht ausformuliert werden kann. Denn würde sich diese Gerechtigkeit selbst als teleologisches Prinzip verfestigen, dann wäre hier abermals das identitätslogische Denken am Werk. So stellt sich diese Gerechtigkeit am Text im Sinne Derridas erst ein, wenn in dekonstruktiver Absicht auf die prekären Differenzen und Begriffslogiken eines Textes in einer Weise auf-

merksam gemacht wird, die das dekonstruktive Schreiben selbst zum Thema hat und ihr »Sinn« nur in dieser Bewegung offenbar wird – im Aufspüren von Differenzierungen, deren Grenzziehungen produktiv gegeneinander ausgespielt werden. Sie kann somit nur Prozeß, kein Resultat oder Ergebnis »interpretativer« Arbeit sein; sie ist ein »Text-Lesen«, eine Bewegung im Text, die ohne abendländische Hermeneutik auskommt, deswegen aber noch lange nicht – wie einige »Dekonstruktivisten« meinen – anti-hermeneutisch ist (vgl. auch Derrida/Gadamer 2004).

Dekonstruktion und Geographie

graphie als logos

Insofern handelt es sich bei den einschlägigen hier angeführten Beispielen aus der zeitgenössischen geographischen Debatte gerade *nicht* um dekonstruktive Arbeiten (die sie angeblich sein wollen, wenn man ihrem Textgebahren glaubt), da sie entweder im bloßen Verweis auf Differenzen/Andersheiten oder in der Exekution dichotomischer Unterscheidungen steckenbleiben: An dieser Stelle würde die Arbeit einer Dekonstruktion aber erst beginnen.

Damit sind die Grundvoraussetzungen eingeführt, ohne die man diese Methode, die keine Methodologie hervorbringt (Derrida 1996 [1967], S. 7), nicht adäquat einschätzen und anwenden kann, und die gerne in der neueren geographischen Rezeption unter den Tisch fallen:

- Für eine dekonstruktive Praxis benötigt es einen (elaborierten) Text und eine entsprechende Texttheorie, die das Verhältnis von Schrift und Welt aufzeigen kann. Sodann kann man durch die Kritik am Bezeichnen (wie im Beispiel oben an Huntingtons Grenzziehungen) die Auswirkungen auf die »Realität« kritisieren, auf das Bezeichnete, das paradoxerweise gemäß den Annahmen der *Dissemination* und signifikativen *Überbordung* der Begriffe ebenso nur ein Bezeichnendes sein kann.¹⁵ Als Folge davon kann man die Dekonstruktion nicht ohne weiteres an wahllosen Phänomenen, an »Raumbildern«, »imaginären Geographien« etc. anwenden, sofern deren Status als Signifikant in einem *Text* nicht geklärt ist.
- Sie ist aus diesem Grunde nicht *empirisch* im herkömmlichen Sinn eines Verfahrens, das »aus der Welt heraus Material produziert«; daraus ergibt sich notwendig, daß sie von empirischen Wissenschaften (wie ich die Geographie als eine bezeichnen würde) nicht übernommen werden kann, ohne daß solche Wissenschaften das Repräsentationsmodell der Wahrheit (Begriffe *stellen* die Realität *dar*) verwerfen (Derrida 1996 [1967], S. 174 ff.).
- Sie ist nicht mit einer Methode oder einem *approach* zu verwechseln, der nützliches Handwerkszeugs liefert, mit welchem man in pragmatischer Absicht zu Werke geht und »dekonstruiert«. Da Dekonstruktion nur in und mit Sprache vonstatten gehen kann, wohnt ihr ein autologisches Prinzip inne: sie muß jederzeit reflexiv genug sein,

um den Unzulänglichkeiten des begrifflichen Denkens/Schreibens *beim* Schreiben zu umgehen, und zwar *indem* man (notgedrungen) unzulängliche Begriffe benutzen muß. Dadurch wird Dekonstruktion zu einer Art »verhindernden«, für den Leser teils unbefriedigenden Lektüre, die sich durch diesen von außen betrachteten umständlichen und langwierigen Zugang einer schnellen Weiterverwertung und insbesondere einer konkreten Anwendbarkeit entziehen will.¹⁶ Die vorschnelle Proklamation einer »dekonstruktiven Geographie« grenzt damit fast an einen Mißbrauch des Ansatzes selbst.

Dies hat Auswirkungen auf die zu erwartende Textproduktion in dekonstruktiver Hinsicht, denn »[w]ir können keinen einzigen dekonstruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte« (Derrida 1997b [1967], S. 424). Dekonstruktive Geographie der Grenze hieße also, »sie zu überschreiten, sie auszulöschen und neu zu ziehen, sie neu zu ziehen, indem wir sie auslöschen«, wie Derrida bereits für die Grenzziehung zwischen Dekonstruktion und Dekonstruktivismus anmerkte (Derrida 1997c [1986], S. 27).

Grenz-Philosophie

Was kann also ein »Philosophieren an der Grenze« bedeuten und was läßt sich daraus für eine empirische Wissenschaft wie die Geographie lernen? Wenn Derrida Wert darauf legt, »das Andere« der Philosophie zu denken (Derrida 1988a [1972], S. 8), was nichts mit dem »anders denken« bei Lossau u.a. zu tun hat, dann spricht er damit an, was ein jeder Begriff der Grenze in seinem Sinne leisten muß: er muß sensibel für seine Ränder sein und sein »Außen« permanent danach befragen, in welcher Beziehung es zum »Innen«, zum Zentrum (seiner vermuteten Offenkundigkeit) steht. Dabei ist weiter zu klären, was dieses Außen und Innen bedeutet, auf welcher Ebene der Signifikation beide Aspekte anzusiedeln sind, und was dies für die Logik des bedeuteten Begriffs selbst für Konsequenzen hat (Gehring 1994, S. 109).

Zweifellos muß dieses »Innen und Außen« der Grenze auf der symbolischen Ebene eingeführt werden, auf der Ebene der Schrift. Daraus würde ein *semantischer* Grenzbegriff folgen, der impliziert, daß wir es mit Grenzziehungen im Diskurs, in der Struktur der Zeichen zu tun hätten, und die Ebene der räumlichen Differenzierung dieser nachgeordnet wäre. Dies müßte jedoch nicht zum Nachteil für eine Geographie gereichen, gibt es doch keine physikalisch-räumliche Grenze, die nicht repräsentiert, d.h. mittels eines Begriffes in die symbolische Struktur menschlicher Kommunikation überführt wäre.¹⁷ Andernfalls wäre sie bedeutungslos, ein Nicht-Dargestelltes, für das es keinen Platz gäbe; für das es sich also nicht zu streiten lohnte.

Man müßte also anerkennen, daß es im poststrukturalistischen Sinne keine Grenzen »an sich«, keine (sozial)räumliche Differenzierung als vorgängiges, dem Menschen als Umwelt vorausgehendes Etwas gibt. Dies mag es im anthropologischen Sinne geben (ein

Fluß, der nicht ohne Technik überquert werden kann etc.), jedoch ist diese Barriere solange sinnlos und unbehandelbar, solange sie nicht benannt ist, in Sprache und damit in Kulturelles überführt ist. An dieser Stelle läßt sich die Dekonstruktion der Grenze einhaken: Wenn man mit dem Derridaschen (poststrukturalistischen) Sprachbegriff annehmen muß, daß auch »physische« Grenzen und Differenzen als »sinnvolle« Bezüge nur auf Basis ihrer sprachlichen Symbolifikation verstanden werden können, dann ist *jede* Grenze per se symbolisch.

Die Welt als Text

Derridas Theorie lebt, wie viele Denkgebäude, die dem *linguistic turn* seit den 1960er Jahren zugeschrieben werden, von einer zentralen Annahme: der Strukturiertheit der (kulturellen) Welt als Zeichen. Zudem wird dieses kulturelle Element als vorgängig betrachtet, d.h. daß die zeichenhafte Verfaßtheit der Welt eine vom Menschen zwar hervorgebrachte, jedoch unabhängig von seinem Tun vorgefundene Welt ist, eine im Schützischen Sinne »vorinterpretierte« Welt darstellt. Allerdings gehen Theorien wie die Dekonstruktion oder der Strukturalismus weit über die Phänomenologie hinaus (bzw. beginnen »am anderen Ende«, nicht beim Subjekt, sondern bei der Struktur; vgl. Lacan 1986 [1966], S. 19 f.), indem jenem Geflecht der Zeichen und Symbole eine Eigenmächtigkeit und ein Eigensinn zugeschrieben werden, der unabhängig vom »menschlichen Zutun«, also vom subjektiven Wollen funktioniert.

Dieser (Vor-)Strukturiertheit der sozialen Welt wird damit ein eigener Bereich der kulturellen Praxis zugewiesen¹⁸, der zum einen *zeichenhaft* organisiert ist, zum anderen die *Erkenntnismöglichkeiten* in erheblichem Maße von der Eigenlogik dieses Systems *abhängig* macht. Diesem Zeichensystem eignet in Derridascher Hinsicht, wie erwähnt, der disseminative, also permanent verweisende und überbordende Charakter der Begriffe, zum anderen gibt es kein Erkennen außerhalb der Sprache. Damit ist ausgedrückt, daß menschlichem Handeln und Erkennen kein Nullpunkt, überzeitlicher oder sonstig vorgegebener Zweck innewohnt¹⁹, sondern abgeleitet werden muß aus den »kulturellen« Grunderfahrungen einer jeden Praxis. Diese Grunderfahrungen sind aber wiederum nur darstellbar als bezeichnete und bezeichnende Zusammenhänge, also als jene ständig verweisenden Zeichen, wie weiter oben im Text bereits erwähnt. Aus diesem Grunde könnte man ein solches Denken ein Denken vom Vorrang des Zeichens nennen. *Welt* wird hier als ein symbolisches Gewebe aufgefaßt, als ein Netz aller schriftlich fixierten Sprache: als Text. Somit setzt eine Dekonstruktion, etwa geographischer Gegebenheiten, nie »an den Dingen selbst« an, also an den empirisch »objektiv vorgefunden« Phänomenen, weil es diese nicht als unabhängig existierende Dinge geben kann; sie setzt vielmehr an den Dingen an, so wie sie in die symbolische Ordnung der Welt (des Diskurses) eingeführt worden sind.²⁰

Aber was heißt »Text« im dekonstruktiven Sinn? Ein Text ist für poststrukturalistische Theorien nicht lediglich das in Büchern oder Bibliotheken versammelte Wissen in Schriftform, sondern *Text* ist eine Veräußerung der Lebenswelt, wie man phänome-

nologisch antworten könnte, ohne daß dieser Lebenswelt das *cogito* oder das handelnde Subjekt als Ordnungsprinzip zugrunde liegt.

Text ist für Derrida eine »institutionelle Struktur«, d.h. eine sozio-jurido-historische Formation, in welchem sich Herrschafts-, Ordnungs- und Funktionsprinzipien gleichermaßen wiederfinden (Derrida 1997c [1986], S. 48). Dies allerdings nicht in einem repräsentativen Modus, d.h. ein *Text* ist nicht ein »Abbild« herrschender Klassen oder Ausdruck von Praktiken der Macht. Auf diesen monologischen Sinn läßt sich Text im dekonstruktiven Sinn nicht reduzieren (auch wenn das gerne getan wird), weil sonst die Grundannahmen der poststrukturalistischen Linguistik (Dissemination der Zeichen etc.) mißachtet werden würden. Nie verfügt ein Text bloß über eine bestimmte Konnotation oder Funktion, die seine Begriffe »abbilden«. »Die historische Zugehörigkeit eines Textes zu seiner Syntax und Lexik, seiner Verräumlichung, seiner Zeichensetzung, seinen Lücken, seinen Rändern ist niemals geradlinig« (Derrida 1996 [1967], S. 178). Ein Text zeichnet sich vielmehr durch ein Ensemble bestimmter gesellschaftlicher Dispositionen (etwa in Hinblick auf eine bestimmte Deutungsmacht) aus. Somit ist der Text selbst Herrschafts- oder Machtwissen, etabliert Konstruktionen der Dominanz oder Unterdrückung, und »stellt sie« nicht »dar«: Wenn die Welt ein Text ist, dann ändern wir erstere nur, indem wir letzteren analysieren, verstehen und seine Begrifflichkeiten dekonstruktiv verschieben, die *claims* der symbolischen Grenzziehungen neu abstecken, die Logik der Differenz so lange offen legen, bis nicht nur die Differenz selbst unvertraut wird (Erste Welt vs. Dritte Welt etwa), sondern bis die Logik der verschiedenen Welten zusammenstürzt und nicht mehr zur Grundlage des Theoretisierens gemacht werden kann – und folglich der Diminutiv, der in dieser Hierarchie steckt, nicht nur wegen der »Vielheiten«, die die »Dritte Welt« offenbart, aufgegeben werden müßte, sondern auch, insofern dadurch klar werden würde, daß diese Dritte Welt in der Ersten anzutreffen ist, das Element des »Dritten/Anderen« in den Welten des Westens ebenso gegenwärtig ist, und wodurch diese Unterscheidung obsolet werden würde.

Versuch über die Grenze, in geographischer Absicht

Derrida legt in seiner Philosophie sehr viel Wert auf Grenzphänomene, also auf Elemente des Ein- und Ausschlusses, der logozentrischen Sinnkonstitution und dem damit einhergehenden Abwerten randständiger Aspekte usw. In einem gewissen Sinne kann man die Dekonstruktion deshalb als Philosophie der Grenze auffassen, als »[d]as An-der-Grenze-Sein« (Derrida 1988a [1972], S. 8), aber mit den dieser Theorie immanenten Prämissen: erstens ist die Dekonstruktion eine Textwissenschaft, sie muß sich notgedrungen und wie bereits öfter erwähnt auf *Texte* als (latente oder manifeste) Strukturen der Welt bzw. von Diskursen beziehen; zum zweiten eignet diesem Textverständnis die eigentümliche Logik einer dekonstruktiven, »verfehlenden« Linguistik, deren Problemlagen und Komplexität hier nur angedeutet werden konnten (zentral dazu Derrida 2001 [1972]).

Die zutage tretende Abneigung einer solchen Linguistik gegen identitätslogisches

Denken, im Jargon des Vermeintlichen auch »Eindeutigkeiten« oder »Vereinheitlichung« genannt, macht es einem dekonstruktiven Vorgehen unmöglich, auf einen klar definierten, dem Logozentrismus dienenden Begriff der Grenze im Sinne einer Übereinstimmung zwischen Signifikant und Welt zu verweisen, wie er tendenziell in der Geographie verwendet wird. Eine »Kulturraumdebatte« würde sich an dieser Stelle also sofort verbieten, da sie das erwähnte »Repräsentationsmodell« der Begriffsbildung nicht aufgibt, sondern geradezu als Legitimationsgrund mitführt (die Kulturerdeildebatte konstruiert nicht Kulturräume, sondern stellt sie in ihrem Sinne eben dar). Vor einem dekonstruktiven Hintergrund kann keine geographisch geführte Diskussion über Länder-, ethnische oder Kulturgrenzen geführt werden, ohne deren Konstitutionselement (Nationen, Ethnien, Kulturen etc.) in ihrer Einheitlichkeit suggerierenden Funktion selbst zu hinterfragen. Soweit die Übereinstimmungen meiner Kritik an solchen Kulturraumtheorien und den Angriffen darauf von seiten der *Critical Geopolitics* etwa.

Es macht es aber genauso unmöglich, das Gegenteil anzustreben, also den Begriff »Grenze« (eines Landes, einer Kultur) als Signifikant weiterführen und mit ihm die Grenzthematisierung anderer Ansätze zu verwerfen – daß diese einfach nur »woanders« (nicht nur räumlich gedacht) verlaufen würden, wie das in der Kritik des Huntingtonschen Ansatz bereits erwähnt wurde. In kritischer Absicht müßte also – vorübergehend – der Begriff der Grenze mit seinen Implikationen eingeführt werden, um ihn in einer dekonstruktiven Bewegung überschreiten zu können.

Wie läßt sich also, so könnte man eine Fragestellung aus der Derridaschen Philosophie ableiten, Gerechtigkeit herstellen in jener Differenzierung, die sich, wie im obigen Beispiel, als Staatsgrenze (»jenseits des Rheins« etc.) oder als kulturelle Grenze (»Das christliche Europa« etc.) auf der symbolischen Ebene einführt? Oder, noch »angewandter« gefragt: was wäre ein Begriff der Grenze, dem Gerechtigkeit widerfahren ist?

Eine »dekonstruktive Geographie« müßte demnach »Grenze« als Teil einer Textualität der Welt auffassen, die sich in den schriftlich-begrifflichen Registern des Gesellschaftlichen manifestiert (Medien, Archive, Diskurse etc.). Diese Textualität wäre als ein exklusiver Ausdruck in einem organisierten begrifflichen System aufzufassen, dessen – keineswegs statische – Logik von innen her aufgebrochen werden muß, um daran die logozentristischen, also ausschließenden Konstitutionsbedingung seiner Existenz zu zeigen.²¹ Sie würde also auf die symbolische Ordnung des Gesellschaftlichen selbst abzielen, auf die gesprochenen Sprachen, die Diskurse, und damit auch auf geographische Karten, Kulturräume oder Raumpläne, deren Sprache in Form der Signaturen oder Legenden natürlich keinesfalls außerhalb der Schrift funktionieren kann.

Eine auch physisch funktionierende Grenze zwischen zwei Staaten wie der Wasserlauf des Rheins kann zwar als solche abgetragen, kartographiert oder sonstwie geographisch festgehalten werden, die Bedeutung erschließt sich aber nur auf der begrifflichen Ebene, auf der Ebene der Diskurse. Hier dient »Grenze« immer der Herbeiführung einer klaren und eigentümlichen Differenz, die durch diese affirmative Einführung überhaupt etabliert

und am Leben erhalten wird. In Karten dienen Grenzziehungen, und seien sie nur auf dem Papier entstanden, als notwendige Orientierungen und aus der Empirie gewonnene »Daten«. Dabei wird aber meist übersehen, daß dies ein pseudo-ontologisches Arrangement ist, wie bereits angedeutet wurde, daß also eine Grenze kein »an sich« besitzt, keinen wesentlichen Zug, der außerhalb ihrer Bezeichnung, also ihrer begrifflichen Einführung existieren kann. Somit werden die Grenzen einer Karte zu Grenzen eines Diskurses bzw. allgemeiner ausgedrückt zu den Grenzen einer Diskursivität, die sich auch in Karten niederschlägt.

Begrenzung heißt im Sinne der Dekonstruktion folglich nicht physische Einhegung, Abspaltung oder räumliche Abtrennung, sondern limitierter Bedeutungsgehalt, eingeschränkter Verweisungszusammenhang oder problematische Privilegierung, und zwar *von den Begriffen, die diese Abspaltung organisieren*: Wenn Apartheid also die räumliche Separierung von Schwarzen und Weißen organisiert, so ist es Aufgabe der Dekonstruktion, die Logik der Apartheid aufzubrechen, zu zeigen, daß ihre Legitimationen für diese Trennung aufgrund ihres eigenen „Textes“, den sie produziert (Pamphlete, Gesetze etc.), aufgrund ihrer eigenen „Logik“ nicht funktioniert. Und das kann soweit gehen, daß die Begriffe „schwarz“ und „weiß“ selbst hinfällig werden, weil sie bei der Dekonstruktion jedwede Definitions- und damit Abgrenzungsmacht verlieren. Die räumlichen Auswirkungen (hometowns etc.) wären demnach nur als Effekt dieser Begriffslogik zu begreifen, nicht als ursprünglich oder originär: als könnte die räumliche Trennung die Apartheid erklären; vielmehr erklärt die Apartheid die räumliche Trennung. Auch deshalb wird in der Dekonstruktion der Vorrang des Zeichens, die Vorgängigkeit des Bezeichnens so stark gemacht, und nicht die Materialität, »die Ordnung der Dinge«, die manche in der Geographie nur abtragen möchten.

»Jenseits des Rheins« oder »Wir in Europa« müßte demnach, um im Bilde zu bleiben, solange dekonstruktiv bearbeitet werden, bis die dieser Metaphorik zugrunde liegende Logik aufscheint und ihrer Unmöglichkeit überführt worden wäre, nämlich das Konstrukt der Nation, der Chauvinismus des Nationalen, der sich gerne als Natürliches oder naturwüchsiges einführt - auch auf Karten, wovon Huntington ein beredtes Beispiel abgibt. Hier, an jenem Punkt, wäre die Zeit gekommen, das zu tun, was uns Derrida mit der Dekonstruktion gegeben hat, als Gabe, deren Zeit-Versprechen noch einzulösen wäre:²² den Begriff der Grenze vollständig zu überschreiten, um seine Unmöglichkeit zu zeigen, die Unmöglichkeit der Grenzziehungen *an sich*, die Unmöglichkeit, eine Grenze zu ziehen, und zwar, indem wir sie benutzen, um sie auszulöschen.

Anmerkungen

- 1 In diesem Zusammenhang ist auch Slavoj Zizeks Kritik gegenüber solchen »wegdenkenden« psychoanalytisch-therapeutischen Ansätzen interessant, die sich ohne weiteres auf ähnliche theorieinduzierte Problemlagen anwenden läßt; vgl. seine Ableh-

- nung der therapeutischen »Umschreibung« des Traumas zu einem »positiven Sein« in Zizek 2005, S. 11-22.
- 2 Tagung »Neue Kulturgeographie« in Leipzig 2004, Panel *Macht und Raum*, s.<http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123> [13.7.2005]
 - 3 [http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123&tx_kharticlepages_pi1\[page\]=2&Hash=c09f9d07dc](http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123&tx_kharticlepages_pi1[page]=2&Hash=c09f9d07dc) [13.7.2005]
 - 4 Vgl. hier paradigmatisch und einflußreich Butler 1991 oder die poststrukturalistische Psychoanalyse von Julia Kristeva (Kristeva 1990). Auch der Hinweis feministischer Theorien, daß der Kapitalismus (historisch) von gender-spezifischen Räumen (der Trennung von Arbeit und Wohnen etwa) lebte, ist richtig. Ob das heute noch zutrifft, da jene Differenzierung selbst in Auflösung begriffen ist, muß an anderer Stelle geklärt werden.
 - 5 Alle im weiteren kritisierten Ansätze begreife ich, auch wenn sie sich im Titel oder in der Selbstsicht nicht explizit als einen solchen begreifen, als dekonstruktivistische Ansätze. Die Gründe hierfür sollten im Fortgang des Textes klar werden.
 - 6 Ebenso möchte ich die Dekonstruktion abgrenzen vom »Dekonstruktivismus«, den ich teilweise als Folge eines solch laxen Umgangs mit dieser Denkbewegung betrachte und hier außen vor lassen möchte – ungeachtet einiger interessanter Ansätze, die sich daraus entwickelt haben, vor allem an einigen literaturwissenschaftlichen departments in Amerika. Derrida selbst hat dieses kritisch begleitet und sich von einem eingegegneten, affektuellen Dekonstruktivismus bzw. solcherart »Dekonstruktivisten« in der ihm als notwendig erscheinenden Weise abgegrenzt; vgl. abermals Kimmerle 1997, S. 17; sowie Derrida 1997c [1986], S. 27 f., S. 46 f.
 - 7 Womit die Nähe von Adorno zu Derrida respektive vice versa hier nur angedeutet, nicht aber ausgeführt werden kann.
 - 8 Derrida 1997a [1967], S. 427; vgl. auch Derridas Vorschlag zur Identität Europas zwischen »Eurozentrismus und Anti-Eurozentrismus« in Derrida 1992 [1991], S. 14 ff.
 - 9 Dabei steht die Relevanz dieser »politischen Interpretationen« hier nicht an sich zur Debatte, nur ihr Verhältnis zur Dekonstruktion. Aber ich bin mir bewußt, daß dieser Punkt in der (poststrukturalistischen) Linken sehr umstritten ist, ich möchte dies hier lediglich als Überlegung einbringen, die noch zu diskutieren wäre.
 - 10 Vgl. dieses Moment der Kritik seit den frühesten Arbeiten in Derrida 1979 [1967].
 - 11 Bereits in seiner Zulassungsarbeit machte sich dies bemerkbar, wie jüngst die erste Veröffentlichung der Diplomarbeit Derridas zeigen konnte, vgl. Derrida 2003 [1954]. Dies macht es auch deutlich, warum gerade Luhmanns Systemtheorie – entgegen den Bestrebungen einiger Apologeten – unvereinbar mit der Dekonstruktion ist, ungeachtet der Versuche, ihn als »Poststrukturalisten« (wegen der Weigerung, einen Endpunkt der Kommunikation bei der Ausdifferenzierung von Sinn im Rahmen der Systemlogik zu benennen) zu etablieren.
 - 12 Dies können auch nur zwei so nebensächliche orthographische Kleinigkeiten wie zwei

- Anführungszeichen sein, an denen die Dekonstruktion vollzogen wird, wie Derrida sehr eindringlich in einem Vortrag demonstriert; vgl. Derrida 1997c [1986].
- 13 Schön zu zeigen am sog. »Lexikonspiel«: Man versuche, einen unbekanntem Begriff mittels der anderen angebotenen Begriffe zu klären, und bald wird man sich im Buch verlieren.
 - 14 Siehe diese Kritik wiederum im Lichte Heideggers, wie sie weiter oben im Text bereits erwähnt wurde.
 - 15 Derrida geht dabei über Lacan, seinem strukturalistischen Lehrer, hinaus, indem er nicht nur den Signifikanten über das Signifikat erhebt, sondern weiterhin den verfehlenden Charakter der sprachlichen Signifikation selbst herausstreicht, also die prinzipielle Unmöglichkeit, Begriffe exakt – auf eine Bedeutung etwa – festzulegen; dies macht den poststrukturalistischen Aspekt seiner Dekonstruktion deutlich. Lacan würde immer auf einer zwar verfehlenden, aber festzumachenden Bedeutung der Begriffe insistieren.
 - 16 Auch hier wird die Nähe zu Adorno noch einmal deutlich.
 - 17 Freilich ist hier der Begriff des Repräsentierens problematisch, da die Dekonstruktion keine Repräsentationsverhältnisse kennt (was wiederum einen großen Unterschied zu einigen hier besprochenen Ansätzen deutlich macht, wo gerne von dekonstruktiv-rekonstruktivem Vorgehen etc. geredet wird, was es im Derridaschen Sinne nicht geben kann).
 - 18 Vgl. auch Lacans Erweiterung der »ethnographischen Zweiheit« von Natur und Kultur zu einer »dreigliedrige[n] Konzeption der *conditio humana* [... in] Natur, Gesellschaft und Kultur«, wobei »sehr wahrscheinlich der dritte Begriff sich auf die Sprache reduzieren läßt«, in Lacan 1986 [1966], S. 20.
 - 19 Etwa »zweckrationales Handeln« oder »objektive Erkenntnis« als solche oft mißgedeuteten »letzten« Gründe – die dadurch im besten Sinne Metaphysik werden.
 - 20 Dies gilt nicht nur für die wissenschaftliche Sprache, sondern auch für diejenige der sogenannten »Naturvölker«, die sich ihre physisch-geographische Umwelt vor allem durch Mythen, Zeichen oder Metaphern erklären – ob das in industrialisierten Ländern nicht unähnlich ist, kann hier leider nicht diskutiert werden.
 - 21 Dieser Vorgang ist aber, wie aus Sicht der Dekonstruktion jedes Aufspüren der Begriffslogik, vorerst selbst dem Logoentrismus unterworfen, da eine Grenze für jene banale Tatsache steht, die ihr Begriff im herkömmlichen Sinne anzeigt: eine Grenze begrenzt, teilt, unterscheidet etc.
 - 22 Vgl. zur Zeitproblematik der Dekonstruktion v.a. Derrida 1993.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1970: Negative Dialektik. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt a. M.

- Bohrer, Karl-Heinz, Kurt Scheel (Hg.) 1998: Postmoderne – Eine Bilanz. Merkur Sonderheft 52 (1998) 9/10 [594/595]
- Butler, Judith 1991 [1990]: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. [Gender trouble. Oxford/New York]
- Derrida, Jacques 1979 [1967]: Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt a. M.
- Derrida, Jacques 1988 [1972]: Randgänge der Philosophie. Wien.
- Derrida, Jacques 1988a [1972]: Tympanon. In: Ders., Randgänge der Philosophie. Wien, S. 13-27.
- Derrida, Jacques 1991 [1990]: Gesetzeskraft. Der 'mythische' Grund der Autorität. Frankfurt a. M. [Deconstruction and the possibility of justice. New York]
- Derrida, Jacques 1992 [1991]: Das andere Kap/Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa. Frankfurt a. M.
- Derrida, Jacques 1993: Falschgeld. Zeit geben I. München.
- Derrida, Jacques 1996 [1967]: Grammatologie. Frankfurt a. M. [De la grammatologie. Paris]
- Derrida, Jacques 1997 [1967]: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M. [L'écriture et la différence. Paris]
- Derrida, Jacques, 1997a [1967]: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Ders., Die Schrift und die Differenz. a.a.O., S. 422-442.
- Derrida, Jacques 1997b [1967]: Kraft und Bedeutung. In: Ders., Die Schrift und die Differenz. A.a.O., S. 9-52.
- Derrida, Jacques 1997c [1986]: Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen. Berlin.
- Derrida, Jacques 2001 [1972]: Limited Inc. Wien [vormalige Signatur, Ereignis, Kontext. In: Ders., Randgänge der Philosophie. A.a.O.]
- Derrida, Jacques 2003 [1954]: The Problem of Genesis in Husserl's Philosophy. Chicago.
- Derrida, Jacques und Hans-Georg Gadamer 2004: Der ununterbrochene Dialog. Frankfurt a. M.
- Dörhöfer, Kerstin, Ulla Terlinden 1998: Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen. Basel.
- Fleischmann, Katharina, Ulrike Meyer-Hanschen 2005: Stadt Land Gender. Einführung in feministische Geographien. Königstein.
- Foucault, Michel 1979 [1969]: Was ist ein Autor? In: Ders., Schriften zur Literatur. Frankfurt, S. 7-31 [Qu'est-ce que c'est un auteur? In: Bulletin de la Société française de la philosophie 63 (1969) 3, S. 73 - 104]
- Gebhardt, Hans, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg.
- Gehring, Petra 1994: Innen des Aussen – Aussen des Innen. Foucault, Derrida, Lyotard. München.

-
- Hahn, Hans P. 2004: Rezension von Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O. In: Geographische Zeitschrift 92 (2004) 3, S. 185-187.
- Hasse, Jürgen, Sabine Malecek 2000: Postmodernismus und Poststrukturalismus in der Geographie. In: Geographica Helvetica 55 (2000) 2, S. 103-106.
- Heidegger, Martin 1957: Identität und Differenz. Pfullingen.
- Heidegger, Martin 1957a: Der Satz der Identität. In: Ders., Identität und Differenz. A.a.O., S. 9-30.
- Heidegger, Martin 1957b: Die onto-theo-logische Verfassung der Metaphysik. In: Ders., Identität und Differenz. A.a.O., S. 31-67.
- Heidegger, Martin ⁴1971 [1957]: Der Satz vom Grund. Stuttgart.
- Heidegger, Martin ¹⁷1993 [1927]: Sein und Zeit. Pfullingen.
- Kimmerle, Heinz ⁴1997: Jacques Derrida. Hamburg.
- Kristeva, Julia 1990 [1988]: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt a. M. [Étranges á nous-mêmes]
- Lacan, Jacques 1986 [1966]: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Verunft seit Freud. In: Ders., Schriften II. Weinheim. [Écrits. Paris]
- Lossau, Julia 2000a: Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks. In: Geographica Helvetica 55 (2000) 1, S. 23-30.
- Lossau, Julia 2000b: Anders denken. Postkolonialismus, Geopolitik und Politische Geographie. In: Erdkunde (2000) 54, S.157-168.
- Lossau, Julia 2002: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt. Bielefeld.
- Lossau, Julia 2003: Geographische Repräsentationen. Skizze einer anderen Geographie. In: Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O.
- Massey, Doreen 2003: Spaces of politics – Raum und Politik. In: Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O., S. 31-46.
- Wolkersdorfer, Günter 2000: Politische Geographie und Geopolitik zwischen Moderne und Postmoderne. Heidelberg.
- Zizek, Slavoj 2005: Die politische Suspension des Ethischen. Frankfurt a. M.